



1926-03-16

Drüben, das andere Ufer Parts 1-4

Lilly Klaudy

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

[http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260316&seite=12&zoom=33;](http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260316&seite=12&zoom=33)

[http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260317&seite=17&zoom=33;](http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260317&seite=17&zoom=33)

[http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260318&seite=17&zoom=33;](http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260318&seite=17&zoom=33)

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260319&seite=19&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Klaudy, Lilly, "Drüben, das andere Ufer Parts 1-4" (1926). *Prose Fiction*. 146.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/146>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Drüben, das andere Ufer.

Novelle von Lilly Klaudy

Sie hieß Frau Floh. Das war fatal. Besonders für sie selbst. Natürlich wurde diese Tatsache bewitzelt. Homonymscherze flogen heimlich auf, zumal der zierliche Brünnettentypus der jungen Frau und ihre springlebendige Munterkeit das Anzügliche des Names noch verschärfsten. Gleichsam als wollte sie der Welt beweisen: Justament! was liegt daran? hatte sie ihren schönen Vornamen Florentine bis auf die erste Silbe reduziert und so in heldenhaftem Trotz freiwillig auf sich genommen, was ihr das Schicksal andererseits als üble Bürde aufgelastet. Die einzige und unmittelbare Folge dieser heroischen Maßnahme war jedoch, daß sie nun alle bei dem unglückseligen Namen nannten – die Fernstehenden mit, die guten Freunde ohne h. Ein Unterschied, der sich akustisch nicht einmal feststellen ließ.

Teßlev hatte ihre Bekanntschaft auf eigentümlich pikante Art gemacht. Im Verlauf einer nicht endenwollenden Regenära, in deren Trostlosigkeit sein Urlaub ohne Gnade zu verlaufen drohte, war er nach Konsumierung des eigenen mitgebrachten Lesestoffes auf die Idee geraten, Bücher aus der Hotelbibliothek zu entlehnen. Das Fräulein dort hatte ihm dringend einen Band Romain Rolland empfohlen, der, sonst immer vergriffen, nun aber durch Zufall gerade zu haben war, weil eine Dame ihn vor wenigen Augenblicken erst zurückgegeben hatte.

Teßlev empfand den Titel „Sommer“ angesichts der bis auf die Taljohle niederschleifenden Nebelsetzen und die in seinem Zimmer herrschende Novemberkälte einigermmaßen als Frozzelei. Er wickelte sich in seine getigerte Reisedecke, freute sich des Besitzers einer wattierten Jagdweste mit abgesteppten Seidenärmeln, zündete sich eine Zigarette an, und mit einem etwas elegisch gefärbten Seufzer, der dem feuchtristen Mißgeschick der augenblicklichen Lage galt, schlug er das Buch auf.

Der erste Eindruck, den er davon empfing, war folgender: Ein lavendelblaues Blatt wehte ihm aus den Seiten entgegen, überhaucht von leisem Duft, als wären die Schriftzüge, die es bedeckten, mit wohlreichender Tinte hingemalt. Da es auf der Tigerdecke oberhalb seines Herzens liegen blieb, schienen die spitzen, schmalen Buchstaben, die es bedeckten, herausfordernd nach ihm zu stechen. Er nahm es auf und las.

„. . . Was soll ich dir über die Gesellschaft hier berichten? Sie ist ganz und gar von jener farblosen bürgerlichen Rechtschaffenheit, die einem nichts nimmt, aber auch nichts zu geben hat. Man grüßt einander auf Treppen und Korridoren, tauscht beim Mittagessen meteorologische und andere Gemeinplätze aus und ist sich im übrigen so gleichgültig, wie etwa die Schaukelpferde eines Karussells, die sich auch alle täglich im selben Kreis bewegen, ohne deshalb einander jemals näher zu kommen. Alles ist da, was zu einer Kuranstalt gehört, die auf sich hält: der pensionierte General mit Frau und Tochter, für die die Uhr mit Kriegsende ein für allemal stehen geblieben ist, ein pessimistisch hinwelkender Minister aus dem bürokratischen Jahr 1913 und ein schwerkalibriger Bankdirektor von imposanter Augenblicksbedeutung: Glanz von gestern, Macht von heute. . . . Dann gibt es da auch noch einen Jungen mit lieben, sympathisch nachdenklichen Jagdhundaugen. Vielleicht ein ganzer Kerl, von kennen zu lernen keine Enttäuschung brächte. . . .“

An dieser Stelle konnte Aribert Teßlev nicht umhin, sich auf seinem Kanapee steil aufzurichten und einen prüfenden Blick nach dem Spiegel an der gegenüberliegenden Fensterwand zu schicken. Es

waren nicht allzuviel Junge zu erholsamen Ausruhen im Hause hier versammelt. Galt also die schmeichelhafte Meinung etwa ihm? . . . Aber Hundeaugen! ausgerechnet Jagdhundeaugen . . . ?

Ohne zu befriedigender Klarheit gelangt zu sein, tauchte Teßlev wieder unter die Tigerdecke und setzte seine Lektüre fort.

„ . . . den kennen zu lernen keine Enttäuschung brächte. Vielleicht – *chi lo sà?* Vielleicht aber ist auch er nur eine leere Versprechung. Es gibt so viele Attrappen in der Welt. . . . Einsamkeit, siehst du, gewollte, selbstgewählte, in die man sich zu Zeiten verspinnen möchte wie der Seidenwurm in den Kokon, die ist etwas ganz Wundervolles. Aber einsam sein unter vielen, das, meine Liebe, ist schlimm. Ich möchte - “

Der Rest war tintenloses papierenes Lavendelblau. Es schien, daß die Schreiberin an dieser Stelle ihre Bekenntnisse hatte unterbrechen müssen, später aber nicht mehr dazugekommen war, dieselben fortzusetzen, weil das Blatt inzwischen, seine Bestimmung verkennend, sich als Lesezeichen in Romain Rollands „Sommer“ verschlüpft hatte.

„So leichtsinnig kann, meiner Treu, doch nur ein Feminum sein“, erwog der nachdenklich gewordene Ari. „Verzupft da ungeniert eine Reihe von Hausgenossen, mit denen es täglich stundenlang freundnachbarlich zusammensitzt, und läßt so ein Blättlein voll Malice dann ruhig entflattern, ohne auch nur danach zu fragen, wohin der Wind es wehen mag.“

Es wäre ja nun das Bequemste und vielleicht auch das Ritterlichste gewesen, das Brieffragment, nachdem er es schon einmal gelesen hatte, kurzerhand zu vernichten. Aber irgendetwas in ihm sprach sich entschieden dagegen aus. Sagte streng: „Oh nein! solch eine Unbekümmertheit muß notwendig ihre Erfahrungen machen, um durch sich selbst geheilt zu werden.“ Er beschloß demzufolge: „Ich werde den Zettel nicht zerreißen, sondern ihn der Schreiberin mit höflicher Geste zurückstellen. Das wird ihr wahrscheinlich nicht angenehm sein, weil sie mich nicht kennt und daher nicht wissen kann, auf wie viel Verlässlichkeit man von seiten dieses Herrn Aribert Teßlev rechnen darf, aber sie wird daraus eine Lehre für die Zukunft ziehen und künftig weniger schlampig sein.“

„Schulmeister? Pedant!“ kicherte etwas in ihm, daß geneigt schien, seinen pädagogischen Feuereifer irgendwie mit den „sympathischen Jagdhundeaugen“ in Zusammenhang zu bringen. „Und wie wird man erfahren, an wen das Skriptum zurückzuleiten ist?“

„Nichts einfacher als das,“ entschied der Widerpart der Opposition in Ari. „Die Dame, die das Buch heute in der Bibliothek zurückgegeben hat, ist auch die Adressatin. Das ist doch klar. Denn wäre ein anderer Leser schon früher auf das Blatt gestoßen, hätte man das entweder an der spitzen gewordenen Nase der Generalin oder an einer melancholischen Unmutsfalte auf der Stirn des Ministers a. D. Zu merken Gelegenheit gehabt. Oder aber der diskrete Finder hätte die Angelegenheit ganz ohne Umstände erledigt, indem er den Zettel an sich nahm und zerriß. Was ja eigentlich auch das Allereinfachste gewesen wäre.“

„Und warum geschieht das jetzt nicht?“ erkundigte sich nicht ohne Hinterhältigkeit die Stimme der Opposition.

„Weil . . .“ Teßlev hatte sich unwillkürlich abermals ein wenig im Kanapee zurechtgesetzt, so daß seine Augen den Spiegel an der Fensterwand erreichen konnten. „Jagdhundeaugen?“ dachte er gewisser-

maßen in Parenthese, „sympathisch nachdenkliche . . . „na, schön! Aber warum ausgerechnet Hundeaugen . . . ? Dieses Geschlecht ist im Grunde betrüblich schwach im Finden von glücklichen Vergleichen . . . „Weil, führte er dann, zum Hauptthema zurückkehrend, die Opposition mit schöner Entschiedenheit ab, „weil der Mensch eine Aufgabe nicht löst, indem er sie einfach skrupellos von sich weist.“ Diese Frau . . . wer mochte sie eigentlich sein? Vielleicht die schwärmerische Fabrikantentochter aus der czechoslowakischen Provinz? Aber nein! Die hätte in der Käseblondheit ihrer Kleinstadtseele das Salz nicht aufgebracht, das diesen Aufzeichnungen Schärfe und Würze lieh. Oder die verschrobene Kunstgewerblerin, deren Göttliches sich in der Hervorbringung schieläugiger Sofawurstel auszuleben suchte? Das wäre, weiß Gott, noch schlimmer gewesen. Aber wie dem auch sei, eines stand fest: diese Frau sollte ihm eines Tages für seine Art, die Sache auszutragen, von Herzen dankbar sein.

Als Teßlev um die Teestunde das Hotelbureau betrat, hing an der Tür ein Plakat mit der Einladung zu einer künstlerischen Veranstaltung im Weißen Saale am Abend nach dem Speisen.

„Gestatten Sie die Frage: wer hat jüngsten Band Romain Rolland vor mir gelesen?“

Das Fräulein sah in seinen Aufzeichnungen nach und konstatierte: „Frau Flo Floh.“

„So,“ sagte Teßlev mit seiner dunklen ruhigen Stimme, die für einen Sechsendreißjährigen merkwürdig kelltief klang, „ich danke. Uebrigens: hat die Dame für heute abend schon eine Eintrittskarte gelöst?“

„Frau Floh hat gebeten, man möge ihr einen Fauteuil in der dritten Reihe reservieren. Ich habe das Billett für sie bereits auf die Seite gelegt.“

„Sehr gut,“ freute sich Teßlev. „Geben Sie mir, bitte, von Platz daneben, dann können die Nachbarin und ich uns in den Pausen über Romain Rolland unterhalten.“

Frau Floh war eine hübsche, rassige, gut angezogene junge Frau, die manchem Kurgast in die Augen stach. Das Fräulein lächelte verständnisvoll. Sie hatte das breite Glasfenster ihres an die Halle stoßenden Bureaus Einblick in die verschiedenartigsten Sommerflirts. Indes sie war diskret – von Amts wegen.

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Ingenieur,“ sagte sie verbindlich und reichte Teßlev seine Karte. Die für Frau Floh bestimmte heftete sie mit einer Stecknadel an die Holzwand ihres Sekretärs.

Abends kam Florentine mit der bei Damen üblichen Verspätung ins Konzert und bezog ihren Platz im bereits verdunkelten Saale, gerade als die Tänzerin auf dem Podium anhub, mit ihren Fußspitzen Löcher in die Atmosphäre zu stoßen. Ein Wölkchen Duft umschmeichelte Ari sekundenlang, indes die Nachbarin an ihm vorüberglitt und ihren Sitz einnahm – ein Wohlgeruch, wie Atem von blühenden Wiesen, von Waldmeister und jungem Laub. Er dachte an lavendelblaues Briefpapier und freute sich des Wiedererkennens.

Wenige Augenblicke später begann neben Teßlev ein aufgeregtes Suchen. Ein Wühlen in der Tiefe des biedermeierlichen Perlentäschchens, ein Fühlen hier-, ein Tasten dorthin, ein Angeln mit Blicken und Fußspitze unter der vorderen Sesselreihe, bis endlich unabweisbar die Erkenntnis dämmerte: Der Gucker ist im Zimmer der „Dependance Zenobia“ auf dem Toilettetisch liegen geblieben.

„Eins paßt ja gut zum andern,“ dachte Ari. „Wenn sie so lieb ist wie zerstreut und unverläßlich, ist diese Frau einfach ein Juwel.“ Und da, als ihre kleine Hand eben von einem letzten, eigentlich schon hoffnungslos resignierenden und natürlich auch resultatlos verlaufenden Tastversuch leer aus dem Perlenbeutel zurückkam, drückte Teßlev schweigend, mit einer Souveränität des Willens, die kein Widerstreben zuließ, in diese enttäuschte kleine Frauenhand rasch seinen eigenen Gucker.

Als dann die Tänzerin mit bacchantischem Schwung in die kulisseneretzenden Vorhänge verwirbelt und der Saal wieder hell und lebendig geworden war, stellte er sich Florentine in aller Form vor, und diese, belustigt durch die gutmütig-gewalttätige Art des Nachbars, dankte diesem in netten Worten für sein menschenfreundliches Rettungswerk an ihrer Kurzsichtigkeit.

Es fangen dann noch zwei Sängerinnen, angetan mit niedlichen Kate-Greenway-Kostümen, „Drei süße kleine Dirnen saßen auf dem Zaun“ und „Guten Tag, guten Tag, Frau Gevatterin“ und ein Herr bließ süße Schäferklage auf der Flöte. Und alles war sehr hübsch und mit Geschmack exekutiert. Aber als Frau Floh Teßlev zuletzt fragte, was ihm von allem am besten gefallen habe, da sagte dieser mit der ganzen Unbefangenheit seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe geradeheraus: „Die Pausen.“ Die junge Frau so herzlich aus wie eine verdutzte Konfirmandin.

Teßlev besorgte dann die Garderobe, legte den Abendmantel aus weißem Tuch um ihre Schultern und brachte sie heim in die Villa Zenobia, die etwas abseits in den Wiesen stand.

Unterwegs noch dachte er sekundlang an das lavendelblaue Blatt in der Tasche und was er mit diesem vorgehabt hatte. Allein der Augenblick schien ihm nicht recht geeignet zu einer moralischen Maßregelung von der Art, wie er sie im Sinne trug.

Seit langer Zeit zum erstenmal stand der Mond silbern am Himmel, die Erde noch feucht und herb nach dem langen Sommerregen und die Sterne blinzelten verheißungsvoll, als wüßten sie von einer nahen Wetterwende.

„Nein, heute nicht,“ sagte sich Ari. „Dafür aber morgen bestimmt.“ Und was er sich vornahm, das tat er auch.

Als er am nächsten Vormittag Florentine in den Donnerbühlen auf der Pilzjagd traf, schloß er sich ihr traulich, wie ein längst Bekannter, an. Er stieß auf keinen Widerspruch und erwies sich in der Folge als sachkundiger, flinker und angenehmer Weidgesell.

Der lange Regen hatte allorts Mengen von Pilzen aus dem Boden getrieben, von denen die jüngsten noch reichlich Moos und Nadeln auf den Hüten trugen, so vehement waren sie in ihrem Werdedrang des Nachts durch die Walddecke gestoßen. Pfifferlinge gab es und Herrenpilze, milchhältige Reizker und Bärenatzen wie gelbrosige Korrallestämme.

Es war ein schönes, lustiges Pirschen, so zu zweien, durch den grünverhangenen Lärchenwald, in dem die Sommergöttin saß und ihre Märchen spann – Kinderfreude, Finderfreude, weiteifernder Sport und heimliches Fühlungnehmen mit der Nachbarseele.

Als Frau Flo endlich Halali blies, weil ihre Hanfnetztasche weitere Beute nicht mehr fassen wollte, setzte man sich auf einen querüber gelegten toten Stamm und besah die Stecke. Was sich da drängte in feuchtfrischer Fülle, war ein gewürzig duftendes, von hellen Gummigultitönen bis in das tiefste Samtbraun abgeschattiertes, höchst appetitliches Stilleben.

„Und was, gestatten Sie, was wird nun aus dem Waldgemüse?“ fragte Teßlev interessiert.

„Wintersauce . . . mit erinnerungsreichem Ferienaroma,“ versetzte sie fix. „Weil Sie beim Einsammeln so wacker mitgeholfen haben, sind Sie höflichst dazu eingeladen.“

„Ei,“ meinte Ari, „so viel hausfrauliche Tugend! Und, dieser gegenüberstellt, doch einen Fehler.“

Florentine horchte auf. „Einen Fehler?“ fragte sie verwundert. Und skeptisch lächelnd dann: „Nur einen?“

Teßlev nickte. Er war nun ganz in dem erstrebten Fahrwasser. „Sie benützen Briefe als Lesezeichen“, erklärte er mit einer gewissen Befriedigung. „Und was noch schlimmer ist, Sie vergessen sie hernach in den entliehenen Büchern und geben sie sorglos Fremden preis.“

Er zog mit zwei Fingern das lavendelfarbene Blatt aus seiner Briefftasche und legte es behutsam auf Florentinens Knie. Die sah es an, überflog den Inhalt hastig mit den Augen, wurde rot und sagte: „Bah! wenn es weiter nichts ist. Das alles kann ich am Ende verantworten.“

„Auch die Hundeaugen?“ Inquisitorisch durchdringend sah er sie an.

Sie zuckte ein wenig die runden Schultern, warf die Lippen auf und meinte gelassen: „*Qui se sent galeux se gratte!*“

Da wußte er, daß sie ihn gemeint hatte. Und plötzlich stieg heiß und drängend ein Wunsch in seinem Herzen auf: Nur keine leere Versprechung, keine Attrappe sein für diese Frau!

Flo! Er fand den Namen albern und abgeschmackt. Und ärgerte sich, daß sie sich selbst so nannte. Aber mußte sie denn so heißen? Man konnte sie doch auch anders nennen. Er dachte nach. Serena? Das würde schon eher stimmen. Heiter, wie ihr Wesen war, so sollte auch ihr Name sein. Doch etwas fehlte noch daran. Das Frohgefühl, das ihre Nähe ändern, ihm zum Beispiel, schenkte, kam darin nicht zum Ausdruck. Amanda, die zu Liebende? Klang öde und altjüngferlich. Ach, überhaupt: die fertigen Namen! Selbst ersinnen, ihn erfüllen mit der Phantasie des Herzens. . . . Und plötzlich formten seine Lippen Silben und laug und innig sprach er vor sich hin: „Freude!“ Und dann noch einmal, fast ein wenig zärtlich: „Du . . . meine Freude!“

Sie gingen nun oft stundenlang zu zweien durch Walddunkel und Felderbreiten. Des Morgens, wenn die Julisonne wie flüssiges Gold an Kieferstämmen niedertroff und Goldhähnchen und Meisen in silbernen Flötentönen jubilierten, und spät am Nachmittag, wenn der Himmel seidig wurde und um die Latschen Kühlung zu wehen begann. In grünmoosigen Talwinkeln, an schwatzenden Rieselbächen, die, von der Höhe kommend, beweglich durchs Gestein zickzackten, saßen sie nieder und hielten Raft. Zwei Menschen, vor kurzem einander noch fremd, nun eng verbunden durch geheimnisvolle Fäden, die die Sommertage spannen, und durch den Gleichschlag ihrer Herzen.

Zwischen Zwergkiefern und Wacholdersträuchern, umblaut, umglüht, umgoldet von Enzian, Almrausch und Arnika, saßen sie still, plaudernd und voll der Freude, einander nahe zu sein. Sie hatten sich mancherlei zu erzählen, die beiden, aus frühen Kindertagen, von späteren Träumereien und wie es das Leben doch immer so anders füge, als man einst gedacht.

Teßlev sah in die goldgesprenkelten Braunaugen neben sich und dachte: „Wie ist das nun mit dieser Frau? Eine Glückliche. Erfüllte ist sie nicht, wohl aber begnadet, weil imstande, sich heiter,

überlegen mit dem Leben abzufinden.“ Und Flo ihrerseits lächelte ihm zu, als wollte sie ihn grüßen: „Schicksalsgefährte, der du im Herzen einsam bist wie ich, . . .“

Sie wußten nicht viel voneinander, aber sie fühlten, was einer für den anderen hätte bedeuten können – auf rechtem Weg zur rechten Zeit.

„Freude muß frei sein!“ stieß Teßlev einmal in schmerzlicher Auflehnung hervor und faßte mit beiden Händen nach den ihren. Es wurmte ihn sondermaßen, zu denken, daß diese Frau einem anderen, einem Herrn Floh gehörte.

Sie aber lächelte traurig und ein bißchen müde. „Frei – ja frei von *jeder* Fessel!“ Und mit sanfter Bewegung, in der etwas Bittendes lag, machte sie ihre Finger aus den seinen los.

Er litt – aber noch um Groll über die erfahrene Zurechtweisung flüsterte er schmeichelnd, voll seliger Beglücktheit: „*Freude!*“

Am liebsten gingen sie talabwärts, hinunter an den Fluß, der stattlich und breit sich durch Wiesen und Ackerland schob. Dort saßen sie oft stundenlang am Ufer und schauten und sannen und träumten in die Weite. Teßlevs Urlaub lag in den letzten Zuckungen, und ihr hatte Herr Floh tags zuvor geschrieben es sei nun endlich an der Zeit daß sie aus Heimfahren denke. Da hatte sie in aller Stille ihre Hotelrechnung bezahlt und die Koffer gepackt. Und morgen war Ferienende – war alles aus. . . . Aber Teßlev wußte nichts davon. . . .

Eilig und doch mit einer gewissen Würde rauschte der Fluß vorbei. „*Finis*“, sang jede seiner Glitzerwellen, „*Finis* . . .“.

Sie lagerten längelang ausgestreckt, im Gras, die Ellenbogen aufgestützt, und sahen nach dem jenseitigen Ufer hinüber, wo teils noch Sonne lag, teils schon die ersten Dämmer Schatten Zauberschleier warfen. Ein Weib ging drüben barfuß durch die Serradella. Vielleicht war's eine Magd, die von der Arbeit kam. Aber die Sonne entzündete Feuersunken in ihrem Haar und ein Leuchten davon glühte um ihre Stirn.

„Sie trägt den königlichen Reifen – eine Prinzessin ist es“. Sagte Flo geheimnisvoll und etwas atemlos, so, als ob sie ein Märchen erzählte.

Teßlev nickte trüb. „Denn drüben,“ sagte er, „wo selbst Stallschindeln und Schuppendächer wie goldene Kuppeln strahlen und die Luft silbern und blau wie nirgends sonst ist in der Welt, dort ist die Heimat aller Menschensehnsucht: Wunderland!“ Mit starren heißen Augen sah er hinüber. „Immer drüben, immer am jenseitigen Ufer. . . .“

Jäh überkam es ihn, als müsse er den Augenblick erhaschen und ihm Dauer geben. Sich wild herumwerfend, schlang er den Arm um Flo. „Freude,“ bettelte er, und seine Stimme war voll Innigkeit und Süße, „sieh das Ufer drüben! Wie es winkt, wie es lockt! Eine Brücke finden sich überall, wo Wille ist. – Wirf alles hinter dich, was war und ist! Komm' mit! Mit mir – *hinüber!*“

Heiß strich sein Atem an ihr hin. Sie bebte leise. „Das andere Ufer . . .“ sagte sie mit kaum bewegten Lippen, den Blick in die Ferne verloren, die sich jenseits des Flusses mählich verschattete, „. . . dort wohnt die Schönheit, die Erfüllung! . . . Ach, *nur* dort!“ Und traurig senkte sie die Stirn.

Aufs neue drängte Ari: „Kommst du hinüber, Freude? Sieh, nun mußt du dich entscheiden. Antwort will ich, hörst du!“

„Morgen, Lieber,“ sagte sie sanft, „morgen – bestimmt!“

Schweigend gingen sie heim, die Bergstraße hinan unter den abendlich rauschenden Fichten.

Die Post geht früh um vier, wenn die Sterne noch hoch am Himmel stehen und es so dunkel ist daß einer des anderen Gesicht im Wagen kaum recht zu erkennen vermag. „La – la – la – la lalala lalala . . .“ bläst unbekümmert um den Morgenschlaf städtischer Müßiggänger, das rundgebogene Horn, und mit Peitschenknallen und Glockengebimmel klettert die gelbe Chaise vom Hochplateau hinab zu Tal.

Als Teßlev um 8 Uhr morgens durch den Spalt seiner halbgeöffneten Tür nach seinen Kleidern langte, flatterte ein Brief ihm vor die Füße. Lavendelblau. Er stutzte. Oeffnete. Und las:

„Lieber! Ich habe einen sonderbaren Traum geträumt in dieser Nacht. . . .

Wir waren Kinder, Du und ich, saßen auf unserm Lieblingsplatze am Fluß und schauten hinüber nach dem jenseitigen Ufer. Dort hingen die Kirschbäume voll flammender Rubine, die Birken glitzerten über und über von Gold und jede Bauernmagd trug einen Reifen um die Stirn wie eine Königsbraut.

Viele Menschen standen hinter uns mit langen Hälsen und begehrlischen Augen. „Hinüber!“ sagten sie, „man muß hinüber!“ und drängten nach der Brücke. . . .

Abends, als die Sonne heimgegangen und aller Glanz erloschen war, kamen sie wieder. Die Brücke dröhnte unter ihren dumpfen, schweren Schritten. Sie ließen die Schultern hängen und sahen müd aus und verarmt. . . . Wenn man sie fragte, was es drüben gegeben habe, sagten sie: „‘s ist Wunderland – man darf es nicht betreten. Wer es entweicht, dem stirbt die Freude. . . .“

Lieber! Ich kann nicht leben ohne Wunderglauben. Laß mir, laß *uns* den Blick nach drüben, nach dem andern Ufer!

Freude!“

Teßlev saß lange regungslos und starrte über den Brief hinweg ins Leere.

Durch Schmerz und Zorn hindurch sah er das Bild der Ferngerückten wundersam verklärt. Und er begriff, daß diese Frau die Sehnsucht über die Erfüllung stellte, daß sie den holden Traum voll Innigkeit und Süßte in unbekanntes sichere Ferne trug, damit ihn keine Wirklichkeit entheilige.

In diesem Augenblick fühlte er schmerzlich klar: Nein, *sie* würde er nie vergessen können. Sie nicht! Denn unzerstört trug sie das goldene Leuchten um die Stirn, das Glanz von drüben war: lockender Widerschein vom Wunderland am jenseitigen Ufer.

Drüben, das andere Ufer.

Novelle von Lily Klaudy.

Sie hieß Frau Floh. Das war fatal. Besonders für sie selbst. Natürlich wurde diese Tatsache bewitzelt. Homonym-scherze flogen heimlich auf, zumal der zierliche Bränettentypus der jungen Frau und ihre springlebendige Munterkeit das Anzügliche des Namens noch verschärften. Gleichsam als wollte sie der Welt beweisen: Zustament! was liegt daran? hatte sie ihren schönen Vornamen Florentine bis auf die erste Silbe reduziert und so in heldenhaftem Troß freiwillig auf sich genommen, was ihr das Schicksal andererseits als üble Bürde aufgelastet. Die einzige und unmittelbare Folge dieser heroischen Maßnahme war jedoch, daß sie nun alle bei dem unglückseligen Namen nannten — die Fernstehenden mit, die guten Freunde ohne h. Ein Unterschied, der sich akustisch nicht einmal feststellen ließ.

Leslev hatte ihre Bekanntschaft auf eigentümlich pikante Art gemacht. Im Verlauf einer nicht endenwollenden Regen-ära, in deren Trostlosigkeit sein Urlaub ohne Gnade zu verkaufen drohte, war er nach Konsumierung des eigenen mitgebrachten Lesestoffes auf die Idee geraten, Bücher aus der Hotelbibliothek zu entleihen. Das Fräulein dort hatte ihm dringend einen Band Romain Rolland empfohlen, der, sonst immer vergriffen, nun aber durch Zufall gerade zu haben war, weil eine Dame ihn vor wenigen Augenblicken erst zurückgegeben hatte.

Lesley empfand den Titel „Sommer“ angesichts der bis auf die Talsohle niederschleifenden Nebelsetzen und die in seinem Zimmer herrschende Novemberkälte einigermaßen als Frozzelei. Er wickelte sich in seine getigerte Reisedecke, freute sich des Besitzes einer wattierten Jagdweste mit abgesteppten Seidenärmeln, zündete sich eine Zigarette an, und mit einem etwas elegisch gefärbten Seufzer, der dem feuchtristischen Mißgeschick der augenblicklichen Lage galt, schlug er das Buch auf.

Der erste Eindruck, den er davon empfing, war folgender: Ein lavendelblaues Blatt wehte ihm aus den Seiten entgegen, überhaucht von leisem Duft, als wären die Schriftzüge, die es bedeckten, mit wohlriechender Tinte hingemalt. Da es auf der Tigerdecke oberhalb seines Herzens liegen blieb, schienen die spitzen, schmalen Buchstaben, die es bedeckten, herausfordernd nach ihm zu stehen. Er nahm es auf und las.

Was soll ich dir über die Gesellschaft hier berichten? Sie ist ganz und gar von jener farblosen bürgerlichen Rechtschaffenheit, die einem nichts nimmt, aber auch nichts zu geben hat. Man grüßt einander auf Treppen und Korridoren, tauscht beim Mittagessen meteorologische und andere Gemeinplätze aus und ist sich im übrigen so gleichgültig, wie etwa die Schaukelpferde eines Karussells, die sich auch alle täglich im selben Kreis bewegen, ohne deshalb einander jemals näher zu kommen. Alles ist da, was zu einer Kuranstalt gehört, die auf sich hält: der pensionierte General mit Frau und Tochter, für die die Uhr mit Kriegsende ein für allemal stehen geblieben ist, ein pessimistisch hinwelkender Minister aus dem bureaukratischen Jahr 1913 und ein schwerkalibriger Bankdirektor von imponanter

Augenblicksbedeutung: Glanz von gestern, Nacht von heute. . . . Dann gibt es da auch noch einen Jungen mit lieben, sympathisch nachdenklichen Jagdhundaugen. Vielleicht ein ganzer Kerl, den kennen zu lernen keine Enttäuschung brächte. . . .“

An dieser Stelle konnte Aribert Teflev nicht umhin, sich auf seinem Kanapee steil aufzurichten und einen prüfenden Blick nach dem Spiegel an der gegenüberliegenden Fensterwand zu schicken. Es waren nicht allzuviel Junge zu erhol-samem Ausruhen im Hause hier versammelt. Galt also die schmeichelhafte Meinung etwa ihm? . . . Aber Hundeaugen! ausgerechnet Jagdhundeaugen . . . ?

Ohne zu befriedigender Klarheit gelangt zu sein, tauchte Teflev wieder unter die Tigerdecke und setzte seine Lektüre fort.

„. . . den kennen zu lernen keine Enttäuschung brächte. Vielleicht — chi lo sà? Vielleicht aber ist auch er nur eine leere Versprechung. Es gibt so viele Attrappen in der Welt. . . . Einsamkeit, siehst du, gewollte, selbstgewählte, in die man sich zu Zeiten verspinnen möchte wie der Seidenwurm in den Kokon, die ist etwas ganz Wundervolles. Aber einsam sein unter vielen, das, meine Liebe, ist schlimm. Ich möchte —“

Der Rest war tintenloses papierenes Lavendelblau. Es schien, daß die Schreiberin an dieser Stelle ihre Bekenntnisse hatte unterbrechen müssen, später aber nicht mehr dazu-gekommen, war, dieselben fortzusetzen, weil das Blatt inzwischen, seine Bestimmung verkennend, sich als Lesezeichen in Romain Rollands „Sommer“ verschlüpfte hatte.

Triiben, das andere Ufer.

Novelle von Lily Klauhy.

(1. Fortsetzung.)

„So leichtsinnig kann, meiner Treu, doch nur ein Femininum sein“, erwog der nachdenklich gewordene Ari. „Verzupst da ungeniert eine Reihe von Hausgenossen, mit denen es täglich stundenlang freundschaftlich zusammensitzt, und läßt so ein Blättlein voll Malice dann ruhig entflattern, ohne auch nur danach zu fragen, wohin der Wind es wehen mag.“

Es wäre ja nun das Bequemste und vielleicht auch das Ritterlichste gewesen, das Brieffragment, nachdem er es schon einmal gelesen hatte, kurzerhand zu vernichten. Aber irgend-
etwas in ihm sprach sich entschieden dagegen aus. Sagte streng: „Oh nein! solch eine Unbekümmertheit muß notwendig ihre Erfahrungen machen, um durch sich selbst geheilt zu werden.“ Er beschloß demzufolge: „Ich werde den Zettel nicht zerreißen, sondern ihn der Schreiberin mit höflicher Geste zurückstellen. Das wird ihr wahrscheinlich nicht angenehm sein, weil sie mich nicht kennt und daher nicht wissen kann, auf wie viel Verlässlichkeit man von seiten dieses Herrn Aribert Teshlev rechnen darf, aber sie wird daraus eine Lehre für die Zukunft ziehen und künftig weniger schlampig sein.“

„Schulmeister? Bedant!“ kicherte etwas in ihm, daß geneigt schien, seinen pädagogischen Feuereifer irgendwie mit den „sympathischen Jagdhundaugen“ in Zusammenhang zu bringen. „Und wie wird man erfahren, an wen das Skriptum zurückzuleiten ist?“

„Nichts einfacher als das,“ entschied der Widerpart der Opposition in Ari. „Die Dame, die das Buch heute in der Bibliothek zurückgegeben hat, ist auch die Adressatin. Das ist doch klar. Denn wäre ein anderer Leser schon früher auf das Blatt gestoßen, hätte man das entweder an der spitzer gewordenen Nase der Generalin oder an einer melancholischen Unmuthsfalte auf der Stirn des Ministers a. D. zu merken Gelegenheit gehabt. Oder aber der diskrete Finder hätte die Angelegenheit ganz ohne Umstände erledigt, indem er den Zettel an sich nahm und zerriß. Was ja eigentlich auch das Beste wäre.“

„Und warum geschieht das jetzt nicht?“ erkundigte sich nicht ohne Hinterhältigkeit die Stimme der Opposition.

„Weil . . .“ Teslev hatte sich unwillkürlich abermals ein wenig im Kanapee zurechtgesetzt, so daß seine Augen der Spiegel an der Fensterwand erreichen konnten. „Jagdhundenaugen?“ dachte er gewissermaßen in Parenthese, „sympathisch nachdenkliche . . .“ „na, schön! Aber warum ausgerechnet Hundeaugen . . .? Dieses Geschlecht ist im Grunde betrüblich schwach im Finden von glücklichen Vergleichen . . .“ „Weil,“ führte er dann, zum Hauptthema zurückkehrend, die Opposition mit schöner Entschiedenheit ab, „weil der Mensch eine Aufgabe nicht löst, indem er sie einfach skrupellos von sich weist.“ Diese Frau . . . wer mochte sie eigentlich sein? Vielleicht die schwärmerische Fabrikantentochter aus der czechoslowakischen Provinz? Aber nein! Die hätte in der Käseblondheit ihrer Kleinstadtseele das Salz nicht aufgebracht, das diesen Aufzeichnungen Schärfe und Würze lieh. Oder die verschrobene Kunstgewerblerin, deren Göttliches sich in der Hervorbringung schieläugiger Sojawurstel auszuleben suchte? Das wäre, weiß Gott, noch schlimmer gewesen. Aber wie dem auch sei, eines stand fest: diese Frau sollte ihm eines Tages für seine Art, die Sache auszutragen, von Herzen dankbar sein.

Als Teslev um die Teestunde das Hotelbureau betrat, hing an der Tür ein Plakat mit der Einladung zu einer künstlerischen Veranstaltung im Weißen Saale am Abend nach dem Speisen.

„Gestatten Sie die Frage: wer hat den jüngsten Band Romain Rolland vor mir gelesen?“

Das Fräulein sah in seinen Aufzeichnungen nach und konstatierte: „Frau Flo Floh.“

„So,“ sagte Tesler mit seiner dunklen ruhigen Stimme, die für einen Sechszunddreißigjährigen merkwürdig kellerartig klang, „ich danke. Uebrigens: hat die Dame für heute abend schon eine Eintrittskarte gelöst?“

„Frau Floh hat gebeten, man möge ihr einen Fauteuil in der dritten Reihe reservieren. Ich habe das Billett für sie bereits auf die Seite gelegt.“

„Sehr gut,“ freute sich Tesler. „Geben Sie mir, bitte, den Platz daneben, dann können die Nachbarin und ich uns in den Pausen über Romain Rolland unterhalten.“

Frau Floh war eine hübsche, rassistige, gut angezogene junge Frau, die manchem Sturgast in die Augen stach. Das

Fräulein lächelte verständnisvoll. Sie hatte durch das breite Glasfenster ihres an die Halle stoßenden Bureaus Einblick in die verschiedenartigsten Sommerflirts. Indes sie war diskret — von Amts wegen.

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Ingenieur,“ sagte sie verbindlich und reichte Teflev seine Karte. Die für Frau Floh bestimmte hesetzte sie mit einer Stecknadel an die Holzwand ihres Sekretärs.

Abends kam Florentine mit der bei Damen Ablichen Verspätung ins Konzert und bezog ihren Platz im bereits verdunkelten Saale, gerade als die Tänzerin auf dem Podium anhub, mit ihren Fußspitzen Löcher in die Atmosphäre zu stoßen. Ein Wölkchen Duft umschmeichelte Ari sekundenlang, indes die Nachbarin an ihm vorüberglitt und ihren Sitz einnahm — ein Wohlgeruch, wie Aiem von blühenden Wiesen, von Waldmeister und jungem Laub. Er dachte an lavendelblaues Briefpapier und freute sich des Wiedererkennens.

Wenige Augenblicke später begann neben Teflev ein aufgeregtes Suchen. Ein Wühlen in der Tiefe des biedermeierlichen Perlentäschchens, ein Fühlen hier-, ein Tasten dorthin, ein Angeln mit Blicken und Fußspitze unter der vorderen Sesselreihe, bis endlich unabweisbar die Erkenntnis dammerte: Der Gucker ist im Zimmer der „Dependance Benobia“ auf dem Toilettetisch liegen geblieben.

„Eins paßt ja gut zum andern,“ dachte Ari. „Wenn sie so lieb ist wie zerstreut und unverläßlich, ist diese Frau einfach ein Juwel.“ Und da, als ihre kleine Hand eben von einem letzten, eigentlich schon hoffnungslos resignierenden und natürlich auch resultatlos verlaufenden Tastversuch loz aus dem Perlenbeutel zurückkam, drückte Teflev schweigend, mit einer Souveränität des Willens, die kein Widerstreben zuließ, in diese enttäuschte kleine Frauenhand rasch seinen eigenen Gucker.

Als dann die Tänzerin mit bacchantischem Schwung in die Kulissenerschwebenden Vorhänge verwirbelt und der Saal wieder hell und lebendig geworden war, stellte er sich Florentine in aller Form vor, und diese, belustigt durch die gutmütig-gewalttätige Art des Nachbars, bankte diesem in netten Worten für sein menschenfreundliches Rettungswerk an ihrer Kurzsichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Drüben, das andere Ufer.

Novelle von Eddy Klaudy.

(2. Fortsetzung.)

Es sangen dann noch zwei Sängerinnen, angehan mit niedlichen Kate - Greenaway - Kostümen, „Drei süße kleine Dirnen saßen auf dem Baum“ und „Guten Tag, guten Tag, Frau Gevatterin“ und ein Herr bließ süße Schäferklage auf der Flöte. Und alles war sehr hübsch und mit Geschmack exekutiert. Aber als Frau Floh Teplev zuletzt fragte, was ihm von allem am besten gefallen habe, da sagte dieser mit der ganzen Unbefangtheit seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe geradeheraus: „Die Bausen.“ Die junge Frau lachte, wurde aber ein ganz klein wenig rot dabei und sah so herzig aus wie eine verduzte Konfirmandin.

Teplev besorgte dann die Garderobe, legte den Abendmantel aus weißem Tuch um ihre Schultern und brachte sie heim in die Villa Zenobia, die etwas abseits in den Wiesen stand.

Unterwegs noch dachte er sekundenlang an das lavendelblaue Blatt in der Tasche und was er mit diesem vorgehabt hatte. Allein der Augenblick schien ihm nicht recht geeignet zu einer moralischen Maßregelung von der Art, wie er sie im Sinne trug.

Seit langer Zeit zum erstenmal stand der Mond silbern am Himmel, die Erde roch feucht und herb nach dem langen Sommerregen und die Sterne blinzelten verheißungsvoll, als wüßten sie von einer nahen Wetterwende.

„Nein, heute nicht,“ sagte sich Ari. „Dafür aber morgen bestimmt.“ Und was er sich vornahm, das tat er auch.

Als er am nächsten Vormittag Florentine in den Donnerbühlen auf der Pilzjagd traf, schloß er sich ihr vertraulich, wie ein längst Bekannter, an. Er stieß auf keinen Widerspruch und erwies sich in der Folge als sachkundiger, flinker und angenehmer Weidgesell.

Der lange Regen hatte allerorts Mengen von Pilzen aus dem Boden getrieben, von denen die jüngsten noch reichlich Moos und Nadeln auf den Hüten trugen, so

vehement waren sie in ihrem Verdrang des Nachts durch die Walddecke gestoßen. Pfifferlinge gab es und Herrenpilze, milchhaltige Reizker und Bärentauchen wie gelbrotsige Korrallenstämme.

Es war ein schönes, lustiges Birschen, so zu zweien, durch den grünverhangenen Lärchenwald, in dem die Sommergöttin saß und ihre Märchen spann — Kinderfreude, Zunderfreude, weiteifernder Sport und heimliches Fühlungsnehmen mit der Nachbarseele.

Als Frau Flo endlich Halali blies, weil ihre Hansfuchstasche weitere Beute nicht mehr fassen wollte, setzte man sich auf einen querüber gelegten toten Stamm und besah die Strecke. Was sich da drängte in feuchtsrischer Fülle, war ein gewürzig duftendes, von hellen Gummiquittitönen bis in das tiefste Samtbraun abshattiertes, höchst appetitliches Stilleben.

„Und was, gestatten Sie, was wird nun aus dem Waldgemüse?“ fragte Teflev interessiert.

„Wintersauce . . . mit erinnerungsreichem Ferienaroma,“ versetzte sie fir. „Weil Sie beim Einsammeln so wacker mitgeholfen haben, sind Sie höflichst dazu eingeladen.“

„Ei,“ meinte Ari, „so viel hausfrauliche Tugend! Und dieser gegenüberstellt, doch einen Fehler.“

Florentine horchte auf. „Einen Fehler?“ fragte sie verwundert. Und skeptisch lächelnd dann: „Nur einen?“

Teflev nickte. Er war nun ganz in dem erstrebten Fahrwasser. „Sie benützen Briefe als Lesezeichen“, erklärte er mit einer gewissen Befriedigung. „Und was noch schlimmer ist, Sie vergessen sie hernach in den entliehenen Büchern und geben sie sorglos Fremden preis.“

Er zog mit zwei Fingern das lavendelfarbene Blatt aus seiner Briestafche und legte es behutsam auf Florentinens Knie. Die sah es an, überslog den Inhalt hastig mit den Augen, wurde rot und sagte: „Bah! wenn es weiter nichts ist. Das alles kann ich am Ende verantworten.“

„Auch die Hundeaugen?“ Inquisitorisch durchdringend sah er sie an.

Sie zuckte ein wenig die runden Schultern, warf die Lippen auf und meinte gelassen: „Qui se sent galeux se gratto!“

Da wünschte er, daß sie ihr gemeint hatte. Und plötzlich stieg heiß und drängend ein Wunsch in seinem Herzen auf: Nur keine leere Versprechung, keine Attrappe sein für diese Frau!

Ho! Er fand den Namen albern und abgeschmackt. Und ärgerie sich, daß sie sich selbst so nannte. Aber mußte sie denn so heißen? Man konnte sie doch auch anders nennen. Er dachte nach. Serena? Das würde schon eher stimmen. Heiter, wie ihr Wesen war, so sollte auch ihr Name sein. Doch etwas fehlte noch daran. Das Frohgefühl, das ihre Nähe ändern, ihm zum Beispiel, schenkte, kam darin nicht zum Ausdruck. Amanda, die zu Liebende? Klang öde und altjungferlich. Ach, überhaupt: die fertigen Namen! Die jedem zur Verfügung stehen. Wie billige Allerveltsware sind die. Es gab nur eins: den Namen selbst erfinden, ihn erfüllen mit der Phantasie des Herzens. . . . Und plötzlich formten seine Lippen Silben und laut und innig sprach er vor sich hin: „Freude!“ Und dann noch einmal, fast ein wenig zärtlich: „Du . . . meine Freude!“

Sie gingen nun oft stundenlang zu zweien durch Wald- dunkel und Felderbreiten. Des Morgens, wenn die Julis- sonne wie flüssiges Gold an Nieserstämmen niedertroff und Goldhähnchen und Meisen in silbernen Flötenönen jubilierten, und spät am Nachmittag, wenn der Himmel seidig wurde und um die Laichen Kühlung zu wehen be- gann. In grünmoosigen Talwinkeln, an schwakenden Niesel- bächen, die, von der Höhe kommend, beweglich durchs Gestein zickzackten, saßen sie nieder und hielten Rast. Zwei Menschen, vor kurzem einander noch fremd, nun eng ver- bunden durch geheimnisvolle Fäden, die die Sommertage spannen, und durch den Gleichschlag ihrer Herzen

Zwischen Zwergkiefern und Wacholdersträuchern, un- blaut, umglüht, umgoldet von Enzian, Alrausch und Arnika, saßen sie still, plaudernd und voll der Freude, einander nahe zu sein. Sie hatten sich mancherlei zu erzählen, die beiden, aus frühen Kindertagen, von späteren Träumereien und wie es das Leben doch immer so anders füge, als man einst gedacht.

(Schluß folgt.)

Trüben, das andere Ufer.

Novelle von Elly Klaudy.

(Schluß.)

Teslev sah in die goldgeporenkelten Braunaugen neben sich und dachte: „Wie ist das nun mit dieser Frau? Eine Glückliche. Erüßte ist sie nicht, wohl aber begnadet, weil imstande, sich heiter, überlegen mit dem Leben abzufinden.“ Und Flo ihrerseits lächelte ihm zu, als wollte sie ihn grüßen: „Schicksalsgefährte, der du im Herzen einsam bist wie ich, . . .“

Sie wußten nicht viel voneinander, aber sie fühlten, was einer für den anderen hätte bedeuten können — auf rechtem Weg, zur rechten Zeit.

„Freude muß frei sein!“ stieß Teslev einmal in schmerzlicher Auslehnung hervor und sagte mit beiden Händen nach den ihren. Es würmte ihn iondermaßen, zu denken, daß diese Frau einem anderen, einem Herrn Floh, gehörte.

Sie aber lächelte traurig und ein bißchen müde. „Frei — ja frei von jeder Fessel!“ Und mit sanfter Bewegung, in der etwas Bittendes lag, machte sie ihre Finger aus den seinen los.

Er litt — aber noch im Grob über die erfahrene Zurechtweisung flüsterte er schmeichelnd, voll seliger Beglücktheit: „Freude!“

Am liebsten gingen sie talabwärts, hinunter an den Fluß, der stattlich und breit sich durch Wiesen und Ackerland ichrö. Dort saßen sie oft stundenlang am Ufer und schauten und iannen und träumten in die Weite. Teslevs Urlaub lag in den letzten Zuckungen, und ihr hatte Herr Floh tags zuvor geschrieben, es sei nun endlich an der Zeit daß sie ans Heimfahren denke. Da hatte sie in aller Stille ihre Hotelrechnung bezahlt und die Koffer gepackt. Und morgen war Ferienende — war alles aus. . . Aber Teslev wußte nichts davon. . .

Eilia und doch mit einer gewissen Würde rauchte der Fluß vorbei. „Finis“, sang jede seiner Oligerwellen, „Finis“ . . .

Sie lagerten, längelana ausgestreckt, im Gras, die Ellenbogen aufgestützt, und sahen nach dem jenseitigen Ufer

hinüber, wo theils noch Sonne lag, theils schon die ersten Dämmer Schatten Zauberfleiter waren. Ein Weib ging drüben barfuß durch die Serradella. Vielleicht war's eine Magd, die von der Arbeit kam. Aber die Sonne entzündete Feuerfunken in ihrem Haar und ein Leuchten davon glühte um ihre Stirn.

„Sie trägt den königlichen Reifen — eine Prinzessin ist es“, sagte Flo geheimnißvoll und etwas atemlos, so, als ob sie ein Märchen erzählte.

Tesler nickte trüb. „Denn drüben,“ sagte er, „wo selbst Stallhöfen und Schuppendächer wie goldene Kuppeln strahlen und die Luft silbern und blau wie nirgends sonst ist in der Welt, dort ist die Heimat aller Menschenhehnsucht: Wunderland!“ Mit starren heißen Augen sah er hinüber. „Immer drüben, immer am jenseitigen Ufer. . .“

Jäh überkam es ihn, als müsse er den Augenblick erhaschen und ihm Dauer geben. Sich wild herumwerfend, schlang er den Arm um Flo. „Freude,“ bettelte er, und seine Stimme war voll Innigkeit und Süße, „sieh das Ufer drüben! Wie es winkt, wie es lockt! Eine Brücke findet sich überall, wo Wille ist. — Wir! alles hinter dich, was war und ist! Komm' mit! Mit mit — h i n ü b e r!“

Heiß strich sein Atem an ihr hin. Sie bebte leise. „Das andere Ufer. . .“ sagte sie mit kaum bewegten Lippen, den Blick in die Ferne verloren, die sich jenseits des Fußes mählich verschattete, „. . . dort wohnt die Schönheit, die Erfüllung! . . . Ach, n u r dort!“ Und traurig senkte sie die Stirn.

Aufs neue drängte Ari: „Kommst du hinüber, Freude? Sieh, nun mußt du dich entscheiden. Antwort will ich, hörst du!“

„Morgen, Lieber,“ sagte sie sanft, „morgen — bestimmt!“

Schweigend gingen sie heim, die Bergstraße hinan unter den abendlich rauschenden Fichten.

Die Post geht früh um vier, wenn die Sterne noch hoch am Himmel stehen und es so dunkel ist, daß einer des anderen Gesicht im Wagen kaum recht zu erkennen vermag. „La — la — la — la lalala lalala. . .“ bläst unbekümmert um den Morgenschlaf städtischer Müßiggänger, das rundgebogene

Horn, und mit Peitschenknallen und Glockengebimmel klettert die gelbe Chaise vom Hochplateau hinab zu Thal.

Als Teflev um 8 Uhr morgens durch den Spalt seiner halbgeöffneten Thür nach seinen Kleidern langte, flatterte ein Brief ihm vor die Füße. Lavendelblau. Er stutzte. Deffnete. Und las:

„Lieber! Ich habe einen sonderbaren Traum geträumt in dieser Nacht. . . .

Wir waren Kinder, Du und ich, saßen auf unserm Lieblingsplatze am Fluß und schauten hinüber nach dem jenseitigen Ufer. Dort hingen die Kirschbäume voll flammender Rubine, die Birken glitzerten über und über von Gold und jede Bauernmagd trug einen Reifen um die Stirn wie eine Königsbraut.

Viele Menschen standen hinter uns mit langen Hälsen und begehrlischen Augen. „Hinüber!“ sagten sie, „man muß hinüber!“ und drängten nach der Brücke. . . .

Abends, als die Sonne heimgegangen und aller Glanz erloschen war, kamen sie wieder. Die Brücke dröhnte unter ihren dumpfen, schweren Schritten. Sie ließen die Schultern hängen und sahen müd aus und verarmt. . . . Wenn man sie fragte, was es drüben gegeben habe, sagten sie: „'s ist Wunderland — man darf es nicht betreten. Wer es entweicht, dem stirbt die Freude. . . .“

Lieber! Ich kann nicht leben ohne Wunderglauben. Laß mir, laß u n s den Blick nach drüben, nach dem andern Ufer! Freude.“

Teflev saß lange regungslos und starrte über den Brief hinweg ins Leere.

Durch Schmerz und Zorn hindurch sah er das Bild der Ferngerückten wundersam verklärt. Und er begriff, daß diese Frau die Sehnsucht über die Erfüllung stellte, daß sie den holden Traum voll Innigkeit und Süße in unbekannte sichere Ferne trug, damit ihn keine Wirklichkeit entheilige.

In diesem Augenblick fühlte er schmerzlich klar: Nein, sie würde er nie vergessen können. Sie nicht! Denn unzerstört trug sie das goldene Leuchten um die Stirn, das Glanz von drüben war: lockender Widerschein vom Wunderland am jenseitigen Ufer.